

Regina Becker-Schmidt
(06.05.1937 – 14.09.2024)

Daß, was eine/r denkt, saftig sein kann wie Laub,
... vielblättrig; daß es Spreiten, Fiedern, Rippen hat,
Nerven und Adern; daß es lebt,
so lange, bis es sich verfärbt, taumelnd zu Boden fällt,
welkt, und vielleicht, kühl, vielfältig, saftig, fast,
aber nie ganz wie zuvor, eigensinnig wie Laub,
in andern Hirnrinden wiederkehrt.
(H. M. Enzensberger)

Einen Tag nach der Beisetzung von Regina Becker-Schmidt erschien am 28. September 2024 in der FAZ eine Traueranzeige mit dem obenstehenden Zitat aus Die Geschichte der Wolken von Hans Magnus Enzensberger. Viele, Freund:innen, Kolleg:innen, Mitarbeiter:innen und Schüler:innen, haben mit dieser Anzeige Abschied von Regina genommen. Die feministischen studien erinnern an sie mit diesem Nachruf.

Regina Schmidt wurde 1937 in Rastenburg in Ostpreußen geboren; in der Nähe lag ab 1940 das letzten Hauptquartier Hitlers, die »Wolfsschanze«. Wenn sie an ihre Heimatstadt dachte, erinnerte sie sich an Flüchtlingstrecks, die durch den Ort zogen und an lange Schlangen von »Fremdarbeitern«, die vor der Praxis ihres Vaters auf ärztliche Versorgung warteten. Über ihn berichtete sie, er habe im Ersten Weltkrieg am Feldzug gegen Lawrence und Allenby teilgenommen, in Heidelberg Medizin studiert und nach dem Studium eine Praxis in Königsberg übernommen. »Nach dem Tod seiner ersten Frau versuchte er auf einem kleinen Gut in Rastenburg über diesen Verlust hinweg zu kommen, lernte unsere Mutter kennen (sie machte dort ein Haushaltsjahr), heiratete sie und eröffnete in Rastenburg eine Praxis.«

Aus der Ehe gingen zwei Töchter und drei Söhne hervor. Regina war das zweitjüngste Kind. In einem autobiographischen Text beschrieb sie, dass sie als Kind zwar gespürt habe, mit welcher Angst die Eltern das Kriegsgeschehen verfolgten, sich unter der elterlichen Obhut und im Kreis ihrer Geschwister aber geschützt und geborgen gefühlt habe. Die Eltern sorgten dafür, dass die jüngeren Kinder schon 1943 zu ihrer Großmutter mütterlicherseits nach Herbede bei Witten in Westfalen gebracht wurden. Als sich Ende 1944 auch die Eltern mit den beiden größeren Söhnen auf den Weg dorthin machten, wur-

de der Vater durch einen Unfall schwer verletzt und starb unterwegs schon in Ostpreußen.

In der Wohnung der Großmutter wurde es eng, als die nun vaterlose Familie vollzählig dort eingetroffen war. Die Neuankömmlinge hatten das Gefühl, ihr zur Last zu fallen. Auch im Dorf waren sie als Flüchtlinge nicht besonders willkommen.

Gelegentlich hat Regina in kleinerer Runde eine Situation nachgespielt, in der sie als Neue in der Schule aufgefordert wurde, ein Nikolausgedicht aufzusagen und großes Gelächter auslöste, als sie der Aufforderung in schönstem Ostpreußisch nachkam. Mit diesem Dialekt war sie im Ruhrgebiet als Fremde stigmatisiert. Sie trennte sich bald von dieser Sprache, fand Möglichkeiten, sich durch Humor zu distanzieren, entwickelte Selbstbewusstsein und Durchsetzungsvermögen, nicht zuletzt dank der Zuneigung und Unterstützung einer am Ort lebenden Großtante, bei der sie eine Zuflucht fand. – In Reginas Leben traten immer wieder einmal gute Feen auf. Die erste war vielleicht diese unverheiratete Tante, die mit ihrer Geradlinigkeit, ihrer Unbekümmertheit in Bezug auf die Erfüllung sozialer Normen und ihrer Tatkraft Regina »eine Ahnung davon vermittelte, wie ein emanzipiertes Frauenleben aussehen könnte«.

Die Mutter, die in Rastenburg dem Vater in der Praxis geholfen hatte, verfügte über schriftstellerische Begabung und schrieb nun Kunstkritiken für eine westfälische Tageszeitung. Sie konnte so einen bescheidenen finanziellen Unterhalt für die Familie sichern und machte auch gern von der damit verbundenen Möglichkeit Gebrauch, ihre Kinder zu kulturellen Veranstaltungen mitzunehmen. Ihre beiden Töchter hielt sie – im Unterschied zu den Söhnen – nicht nur früh dazu an, möglichst viel Arbeit im Haushalt zu übernehmen, sondern auch dazu, ebenfalls für die Zeitung zu schreiben. Wie sie mir erzählte, tat Regina das nicht gern, aber sie lernte auf diese Weise eine Schreibdisziplin kennen, die ihr später von Nutzen war.

Ihre Beziehung zur Mutter war von einer Ambivalenz geprägt, die sie bis in ihr hohes Alter beschäftigte, und die in der Beziehung zum Vater vollkommen fehlte. Die Mutter fürchtete den sozialen Abstieg und setzte auf Bildung als Aufstiegschance für ihre Kinder: »Sowohl die Söhne als auch die Töchter würden nicht hinter den sozialen Stand des Vaters zurückfallen. Alle sollten studieren und die Töchter Akademiker heiraten. Das war [...] eine Option, die uns den Eintritt in die Oberschicht sichern sollte.« Für ihre Töchter habe die Mutter sich die Verwirklichung eines eigenen Traums gewünscht: »Einen Ehemann, an den man sich anlehnen kann, Kinder und ein Salon.« Regina bereiteten derartige Entwürfe Unbehagen, sie wollte sich auf die Beschränkungen eines bildungsbürgerlichen Daseins nicht einlassen; schon als Kind

suchte sie Kontakt zu »Schmuddelkindern« und als vierzehnjährige Gymnasiastin verliebte sie sich in einen Bergmann, durch den sie das Arbeitermilieu im Ruhrgebiet kennenlernte.

Nicht zuletzt, weil sie Distanz zu ihrer Mutter suchte, ging sie zum Studium nach Frankfurt, wo eine Schwester ihres Vaters lebte. Von 1956/57 bis 1963 studierte sie dort Soziologie, Sozialpsychologie, Philosophie und Ökonomie, unterbrochen von einem Studienjahr an der Sorbonne in Paris. Nach dem Diplom war sie von 1964 bis 1968 als wissenschaftliche Mitarbeiterin Theodor W. Adornos und anschließend bis 1972 als wissenschaftliche Assistentin am Institut für Sozialforschung tätig.

Mit Adorno lernte sie, dass sich im Denken orientieren heißt, den Mut zu haben, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen; das bewahrte sie vor Epigonentum. Sie lernte auch Gretel Adorno kennen und wurde zu einer Art Adoptivkind, um das sich das Paar kümmerte. Adorno erlebte sie nicht nur als glänzenden eloquenten Intellektuellen, sondern auch als einen phantasievollen, spielerischen und, wie sie einmal sagte, »zarten« Menschen kennen. Bei aller Kritik, die sie an einzelnen Positionen und Ausblendungen Adornos insbesondere in Bezug auf das Verhältnis von Theorie und Empirie und auf den Klassen- und Geschlechterbias in der Kritischen Theorie entwickeln sollte, hat sie an seinen Grundintentionen festgehalten. Zentral war für sie seine Einsicht, dass die bestehende Gesellschaft als vielfältig verschleierter Herrschaftszusammenhang durch Gesellschaftstheorie und empirische Sozialforschung zu durchleuchten ist. Sie teilte Adornos Auffassung, »dass Gesellschaftstheorie immer auch Erkenntnistheorie ist, oder andersherum gesagt, Gesellschaftskritik ist Erkenntniskritik. [...] Reflexion über Soziales schließt Selbstreflexion über unser Verständnis von »Realität« und die Vermittlung derselben ein.«

Mit Helge Pross trat für Regina im Institut für Sozialforschung eine weitere Fee auf den Plan. Die zehn Jahre Ältere, die Anfang der 1950er Jahre in den USA über die akademische Emigration aus Deutschland geforscht hatte, war dort seit Ende 1954 als wissenschaftliche Assistentin tätig. Sie vermittelte Regina »erste Einsichten geschlechtsbasierter sozialer Ungleichheit«, schlug sie der Studienstiftung des deutschen Volkes als Stipendiatin vor und sorgte dafür, dass sie 1964 nach dem Examen als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut beschäftigt wurde. Ihre bei Theodor W. Adorno begonnene Dissertation zu »Geschichte und Geschichtsphilosophie im Elitebegriff« schloss sie 1971 nach dessen Tod bei Ludwig von Friedeburg ab.

Auf ihre Zeit in Frankfurt geht auch Reginas nachhaltiges Interesse an den Schriften Freuds und der psychoanalytischen Subjekttheorie zurück, mit denen sie sich kritisch auseinandersetzt, von deren analytischem Potential sie aber lebenslang überzeugt bleibt. »Keine andere Subjekttheorie legt [...] so

eindrücklich die Aporien frei, welche die geschichtliche und lebensgeschichtliche Entstehung von Subjektivität begleiten. Keine andere leitet in vergleichbarem Maße im Perspektivenwechsel von Introspektion und Fremdeinführung, die immer auch die Konfrontation mit dem Unbekannten im eigenen Selbst einschließt, zur Selbstreflexivität an.«

Zusammen mit Dietmar Becker, ihrem späteren Ehemann, richtete sie mit einer Gruppe von Mediziner:innen, einer Soziologin und einer Psychologin in Frankfurt eine Tagesstätte und Wohngemeinschaften ein, um Psychiatriepatient:innen Kontakte zu Menschen außerhalb der Klinik zu ermöglichen und zumindest zeitweise auch mit ihnen zusammenzuleben. Ein Projekt der Antipsychiatrie-Bewegung, das von Emma Moersch aus dem Sigmund-Freud-Institut als Supervisorin begleitet wurde. Dietmar Becker hat diese Arbeit in modifizierter Form in Hannover fortgeführt. Mit Langzeitpatient:innen aus der Psychiatrie hat er in einer Kreativschule gemalt und geschrieben und gleichzeitig am Institut für Psychoanalytische Kunsttherapie gelehrt.

Gegen den Widerstand einiger Professoren aus der Fakultät V der Technischen Universität Hannover, denen Regina als zu »links«, zu »frankfurterisch« oder zu »psychoanalytisch« erschien, konnten sozialwissenschaftliche Kolleg:innen, darunter Oskar Negt und Jürgen Seifert, die schon 1971 aus Frankfurt gekommen waren, ihre Berufung an das Psychologische Institut der Universität Hannover durchsetzen.

Von den Studierenden wurde sie mit großer Neugier empfangen. Gudrun Axeli Knapp hat beschrieben, wie sehr sich für sie als damalige Studentin die Arbeit in Reginas Lehrveranstaltungen von den Verfahrensweisen unterschied, die sie aus der Soziologie gewohnt war. Neben der Lektüre soziologischer Fachliteratur war der Rekurs auf biographische und literarische Texte ganz selbstverständlich. Ich erinnere mich, dass sie, als der von Tom Ziehe beschriebene »neue Sozialisationstyp« in aller Munde war, zu sich nach Hause zu einem Privatissimum über Narzissmus einlud, in dem wir Passagen aus Ovids Metamorphosen interpretierten, um uns dann dem »Spiegelstadium als Bilder der Ich-Funktion« von Jacques Lacan zuzuwenden. Gemeinsam veranstalteten Regina und ich später im Psychologischen Institut unter anderem ein Seminar zu Walter Benjamins Berliner Kindheit um 1900, um noch ein Beispiel für die Weite ihres Fachgrenzen überschreitenden Horizonts zu geben. Der Einfallsreichtum ihrer psychoanalytisch inspirierten Interpretationen war anregend und oft überraschend. Die Beharrlichkeit, mit der sie an bestimmten Fragestellungen oft über Jahre hinweg weiterarbeitete, erwies sich auch in der Lehre als äußerst produktiv.

Von 1973 bis zu ihrer Emeritierung im Jahre 2002 lehrte und forschte sie am Psychologischen Institut der Universität Hannover. Ihre Schwerpunkte

waren: psychoanalytisch orientierte Sozialpsychologie, Sozialisation der Geschlechter, Theorien zum Geschlechterverhältnis und sozialpsychologische Aspekte der Technikentwicklung.

Das erste empirische Forschungsprojekt, das sie selbst leitete, war das von der DFG geförderte Projekt »Probleme lohnabhängig arbeitender Mütter«, in dessen Kontext Regina ihr Konzept von der doppelten und widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen entwickelte, das in der Frauen- und Geschlechterforschung oft als Hannoveraner Ansatz bezeichnet wurde. Aber erst in der *Kooperation* mit Kolleginnen aus dem DFG-Schwerpunkt »Integration der Frau in die Berufswelt« fand sie, wie sie sagte, einen »Weg in die Frauenforschung im Sinne eines wirklich feministischen Engagements«.

Eine Fee, die Regina auf diesem Weg begleitete und die im Laufe der Jahre von der Studentin zur Freundin, Mitarbeiterin und Kollegin wurde, ist Gudrun Axeli Knapp. Sie war wissensdurstig, konnte bohrende Fragen stellen, verlangte Erklärungen und Begründungen, wenn Regina von ihr selbstverständlich gewordenen Theoremen der Kritischen Theorie ausging. Axelis »Herangehensweisen an soziale Probleme provozierten auch Konturierung und Kurskorrektur. So manches Mal ist sie es gewesen, die mich dazu brachte, mich neuen Wegen in den Sozialwissenschaften zu öffnen. Sie war für meine Lernprozesse deswegen so entscheidend, weil in den Diskussionen mit ihr Kontroversen und Differenzen ausgetragen werden konnten.«

Die Vernetzung der Kolleginnen aus dem DFG-Schwerpunkt »Integration der Frau in die Berufswelt« hat 1979 unter anderem zur Gründung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie geführt.

Anfang der 1980er Jahre besann man sich in den sozialwissenschaftlichen Fächern an der Universität Hannover darauf, dass die Repräsentanz von Frauen in Lehre und Forschung dringend erhöht werden müsse und beschloss, insgesamt vier Stellen mit wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen zu besetzen, die sich auch um Frauen- und Geschlechterforschung kümmern sollten. Im Anschluss daran wurde der Disziplinen übergreifende »Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen« in Hannover gegründet, bei dessen Treffen hochschulpolitische Fragen besprochen und Themen aus der Geschlechterforschung diskutiert wurden.

Es war eine Zeit des Aufbruchs, in der 1982 auch das erste Heft der *feministischen studien* erschien. Regina gehörte nicht zu den Gründerinnen der Zeitschrift, aber sie bereicherte mit ihren Antworten auf Artikel von Ursula Beer zur »Erweiterung der Reproduktionsanalyse« in Heft 1/1984 und Heft 2/1985 die Methodendiskussion in der Frauen- und Geschlechterforschung. Der Zeitschrift blieb sie verbunden, gehörte auch eine Zeit lang dem Beirat

an, nachdem ab 1988 vier Mitglieder des Arbeitskreises Wissenschaftlerinnen aus Hannover zum Herausgeberinnenkreis gehörten. Großen Anteil nahm sie auch am Zustandekommen eines Heftes mit Beiträgen von Wissenschaftlerinnen aus der DDR, das nach langem Planungsvorlauf unverhofft von der »Wende« eingeholt wurde (Heft 1/1990). Irene Dölling, eine der Autorinnen dieses Heftes, erinnert daran, dass Regina schon 1985 in Ostberlin an einer Konferenz zur Arbeiterkultur teilgenommen hat, die vom kulturwissenschaftlichen Institut der Humboldt-Universität ausgerichtet wurde. »Dort kam sie in Kontakt mit ostdeutschen Wissenschaftlerinnen, die zu den Ursachen für Geschlechterungleichheiten im »Realsozialismus« forschten und sich um die Etablierung von Frauenforschung an der Universität bemühten. Aus der ersten Begegnung entwickelten sich schnell stabile, von gegenseitigem Interesse und Respekt geprägte Formen wissenschaftlichen Austausches, die nach 1990, nicht zuletzt dank Reginas Engagement, intensiver wurden und unter anderem zu konkreten Kooperationen, zum Beispiel bei der Internationalen Frauenuniversität während der Expo 2000 in Hannover oder bei der Erarbeitung eines virtuellen Studienganges zu »Arbeitsbiografien von Frauen« führten.«

In Hannover entstand ein produktives Netzwerk von Frauen- und Geschlechterforscherinnen in den Geistes- und Sozialwissenschaften mit einer großen Anziehungskraft für Studierende und Nachwuchswissenschaftlerinnen. Regina hat nicht nur durch ihre Lehre und Forschung für diese Attraktivität gesorgt. Auch als vorläufige Frauenbeauftragte der Universität hat sie Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre im Rahmen eines Projekts erfolgreich für ein ausreichend etatisiertes Modell zur Gleichstellung und Frauenförderung gekämpft. Dieses Modell wurde für alle niedersächsischen Hochschulen verbindlich. Aber der Lehr- und Forschungszusammenhang der Gender Studies an der Leibniz Universität Hannover löste sich auf, als die Mittel für seine Verwaltung gestrichen wurden. Die Denominationen der mit dem Schwerpunkt verbundenen Professuren wurden nach der Emeritierung der Stelleninhaberinnen umgewidmet, im institutionellen Gedächtnis der Universität sind heute davon kaum noch Spuren zu finden.

Aus Anlass ihres 80. Geburtstag ehrte das Institut für Sozialforschung in Frankfurt Regina Becker-Schmidt 2017 mit einem Workshop zum Verhältnis von Kritischer und Feministischer Theorie. Die Beiträge zu dieser Veranstaltung, in denen vieles ihr Leben und Werk Betreffende zur Sprache kommt, das hier nicht mehr thematisiert werden kann, sind in Heft 1/2018 der *feministischen studien* nachzulesen.

Am 24. September 2020 zeichnete die Deutsche Gesellschaft für Soziologie Regina Becker-Schmidt am Ende des wegen der Corona Pandemie online stattfindenden 40. Soziologietages mit dem Preis für ein hervorragendes so-

ziologisches Lebenswerk aus. Die Laudatio auf die Preisträgerin teilten sich Sarah Speck und Paula Villa Braslavsky, sie erschienen gleichsam als Doppeltee zur Überbringung der frohen Botschaft auf dem Bildschirm. Regina hielt im Rahmen der Preisverleihung einen Vortrag mit dem Titel »Kritik als Ferment der Soziologie«. Er handelte von Henri de Saint Simon, Auguste Comte und Max Weber als den, wie Hannah Arendt gesagt hätte, »gründenden Vätern« der Soziologie als einer selbstreflexiven Wissenschaft. Zum Schluss hieß es darin: »Kritik intendiert nicht, zu bestimmen, was sein soll, sondern in einem offenen Horizont zu eruieren, was möglich sein könnte. Kritik legitimiert sich durch bestimmte Negation.«

Regina bedankte sich und war sichtlich gerührt den Preis bekommen zu haben. Sie sagte dann etwas, das sich im Nachhinein wie ein Abschied ausnimmt: Nun, da sie den Preis der DFG für ihr Lebenswerk bekommen habe, könne sie ja etwas anderes machen als Soziologie zu betreiben. Und darauf schien sie sich zu freuen. – Es ist sehr traurig, dass ihre Krankheiten ihr für dieses andere Tun nur noch so wenig Zeit ließen.

Regine Othmer

Zur Nachlese

- Becker-Schmidt, Regina (1991): Wenn die Frauen erst einmal Frauen sein könnten. In: Früchtel, Josef/Calloni, Maria (Hrsg.): Geist gegen den Zeitgeist, 206–224.
- Becker-Schmidt, Regina (1994): Im Gespräch: Regina Becker-Schmidt mit Helga Bilden und Karin Flaake. In: Journal für Psychologie 2, 3, 58–65.
- Becker-Schmidt, Regina (2006): Anstiftungen zum Feminismus. In: Vogel, Ulrike: Wege in die Soziologie, 33–49.
- Becker-Schmidt, Regina und Schmidt-Ott, Hannah: »Es sind die gesellschaftlichen Widersprüche, die man aufspüren muss«. In: Soziopolis (28.11.2018).
- Othmer, Regine/Riegraf, Birgit (2018) (Hrsg.): Mehr feministische und kritische Theorie! feministische studien 36, Nr. 1.
- Vogel, Ulrike (2006) (Hrsg.): Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität. Wiesbaden.